

Die Schnur

Autor(en): **Maupassant, Guy de**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **5 (1901-1902)**

Heft 9

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664604>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

So schön und sonnig war das Stübchen nimmer,
Da erst die Welt mich noch so trübe deuchte
Und erst noch schwamm in meinem Aug' das feuchte,
Das nebelhafte, zitternde Geflimmer.

Ja, Wunder giebt's und Wunder stets aufs Neue:
Der enge Rann wölbt sich zur Domeschalle,
Darinnen ich anbetend Weihrauch streue

Und demutvoll auf meine Knie falle.

Ich bin verwandelt, bin ein neues Wesen,
Und neu die Welt, denn: Er ist dagewesen.

Marie Hunziker-Thommen, Aarau.

Die Schnur.

Von Guy de Maupassant.

Auf den Straßen, die nach Goderville führen, kamen die Bauern mit ihren Frauen von allen Richtungen her auf den Flecken zu; denn es war Markttag. Die Männer gingen gemessenen Schrittes einher, indem sie den ganzen Oberkörper bei jeder Bewegung ihrer langen, verdrehten Beine vorwärts beugten, die durch die schweren Arbeiten, das Pflughalten, wobei die linke Schulter in die Höhe geschoben und der ganze Leib ins Schiefe verzogen wird, durch das Getreidemähen, wobei die Kniee nach außen gefehrt werden, um dem Körper beim Schwunge der Sense festen Halt zu geben, und durch all die andern langwierigen und mühevollen Feldarbeiten aus ihrer natürlichen Form gebracht worden waren. Ihre blaue, gestärkte Bluse, die glänzte wie lackiert, war am Kragen und an den Brieschen mit einer kleinen Zeichnung aus weißem Faden verziert, bauschte sich um ihren knochigen Kumpf herum und glich einem Ballon, der eben auffliegen will und aus dem ein Kopf, zwei Arme und zwei Beine herauschauen.

Die Bauern zogen entweder eine Kuh oder ein Kalb an einem Seile hinter sich her. Ihre Frauen, die dem Tiere folgten, peitschten diesem die Lenden mit einem Laubzweig, um seinen Gang zu beschleunigen. Sie trugen am Arme breite Körbe, aus denen da Hühner-, dort Entenköpfe hervorguckten. Sie hatten einen kürzern und lebhafteren Schritt als ihre Männer, ihre Gestalt war mager, aber aufrecht und in einen kurzen, knappen Schal gehüllt, der auf ihrer flachen Brust zusammengeheftet war; um den Kopf trugen sie ein weißes, leinenes Tuch, mit einer Haube darüber.

Hier kam ein Charaban, den ein kurztrabender Klepper zog und in dem zwei nebeneinander sitzende Männer nicht übel geschüttelt wurden, während eine Frau, die in der Tiefe des Gefährtes saß, den Rand desselben krampfhaft festhielt, um die harten Stöße, die der holperige Weg verursachte, zu lindern.

Auf dem Marktplatz zu Goderville drängte sich eine Menge, ein Wirrwar von Menschen und Tieren zusammen. Die Hörner der Ochsen, die hohen, langhaarigen Hüte der reichen Bauern und die Hauben der Bäuerinnen tauchten aus der Oberfläche der wogenden Versammlung hervor. Und die scharfen, schreienden und kreischenden Stimmen schlossen sich zu einem ununterbrochenen, wilden Lärm zusammen, aus dem von Zeit zu Zeit ein starker Schall emporstieg, den die starke Brust eines lustig gewordenen Ländlers herauschmetterte, oder das lang anhaltende Gebrüll einer Kuh, die an der Mauer eines Hauses angebunden war.

Das Gemengsel roch nach dem Stall, nach Milch und Mist, nach Heu und Schweiß und entwickelte den scharfen, widrigen, menschlichen und tierischen Dunst, der den Landleuten eigen ist.

Meister Hauchecorne war eben auch von Bréauté nach Goderville herübergekommen und lenkte seine Schritte dem Marktplatz zu, als er auf der Straße ein Stück Schnur liegen sah. Meister Hauchecorne, als echter Normanne ein sparsamer Mensch, war der Meinung, daß alles das Aufheben wert sei, was irgendwie dienen kann; und er bückte sich darnach unter schmerzlichem Seufzer; denn er litt an Rheumatismen. Er nahm die dünne Schnur vom Boden auf und schickte sich an, sie sorgfältig aufzurollen, als er auf der Schwelle seiner Haustüre den Meister Malandain, den Sattler, gewahr wurde, der ihm zusah. Sie hatten einmal wegen einer Halfter Händel gehabt und waren immer noch erboßt aufeinander, da sie beide grollender Natur waren. Meister Hauchecorne schämte sich ein wenig, daß ihn sein Feind sah, wie er aus dem Kot ein Stück Schnur aufnahm. Er barg den Fund rasch in seiner Bluse, dann steckte er ihn in die Hosentasche, hierauf tat er dergleichen, als ob er auf dem Boden noch etwas suche, was er nicht finden könne, und machte sich alsdann nach dem Marktplatz auf, Kopf und Oberkörper wegen seiner Gichtschmerzen tief vornübergebeugt.

Er verlor sich sofort in der schreienden Menge, die durch das nicht enden wollende Markten langsam hin und her bewegt wurde. Die Bauern griffen an den Röhren herum, ließen sie dann stehen, liefen hinweg, kamen wieder, unentschieden, ob sie kaufen sollten oder nicht, immer in Angst, hereinzufallen; sie wagten es nicht sich zu entschließen, suchten die Mienen

des Verkäufers auszuforschen und irgendwie hinter die List des Menschen und den Fehler des Tieres zu kommen.

Die Frauen, zu deren Füßen die breiten Körbe lagen, hatten ihr Geflügel herausgenommen und es mit den zusammengebundenen Füßen, den roten Rämmen und den erschreckt blinzelnden Neuglein auf den Boden gelegt.

Sie hörten die Angebote an, suchten ihre Preise zu behaupten, indem ihre Mienen reglos und das Gesicht ausdruckslos blieb; oder dann, wenn sie sich entschlossen, in die vorgeschlagene Preisermäßigung einzuwilligen, riefen sie dem Kunden, der sich eben langsam entfernte, plötzlich laut nach:

„Abgemacht, Meister Anthime, so nehmt's denn!“

Jetzt leerte sich der Marktplatz allmählig, und als es zum Engelsgruß läutete, verteilten sich diejenigen, welche weit weg wohnten, auf die Speisewirtschaften.

Bei Jourdain war der große Saal mit speisenden Leuten angefüllt, wie der geräumige Hof von Gefährten aller Art voll war, Zweirädern, Karren, Charabans, Tilburies, unnennbaren lehmgelben, unförmlichen, vielfach geflickten Halbkutschen, die ihre Deichsel wie zwei Arme in die Luft, den Vorderwagen abwärts und den Hinterwagen aufwärts streckten.

Den Speisenden gegenüber brannte in dem ungeheuren Kamin ein helles Feuer, das den Rücken der rechten Reihe mit glühender Hitze übergoß. Drei mit Hühnern, Tauben und Hammelskeulen beladene Bratspieße drehten sich in einem fort, und ein köstlicher Duft von gebratenem Fleisch und von dem Saft, der auf die schmorende Haut niederrann, verbreitete sich vom Herde her, reizte die Leute zum Essen und machte ihnen den Mund wässerig.

Die ganze landwirtschaftliche Aristokratie aß nämlich bei Meister Jourdain, der Wirt und Kofshändler zugleich war und obendrein ein geriebener Kerl, der Geld hatte wie Heu.

Die Platten wurden herumgeboten und wurden allmählig leer wie die Schleifkanne voll gelben Apfelweins. Jeder erzählte von seinen Geschäften, von Kauf und Verkauf. Man sprach über die bevorstehende Ernte, und fand das Wetter gut für die Gräser, aber etwas zu feucht für das Getreide.

Plötzlich begann ein Tambour im Hof vor dem Hause zu trommeln. Sofort stand alles auf, einige Gleichgültige ausgenommen, und lief unter die Türe und unter die Fenster, wie es gerade kam, mit vollgestopftem Mund und der Serviette in der Hand.

Nachdem er seinen Trommelwirbel beendigt, verkündete der öffentliche Ausrufer mit kurz absetzender Stimme und indem er die Sätze unrichtig betonte und pausirte:

„Es wird hiemit den Einwohnern von Goderville im besondern und allen — Personen, die auf dem Marke — anwesend sind, im allgemeinen — bekannt gemacht, daß diesen Morgen auf der Straße nach Beuzeville, zwischen — neun und zehn Uhr eine schwarze, glanzledernde Briestafche mit fünfhundert Franken und verschiedenen — Geschäftspapieren als Inhalt verloren worden ist. Man ist gebeten, sie auf der Bürgermeisterei — sofort oder bei Meister Fortuné Houlbrèque in Manneville abzugeben. Als Belohnung werden zwanzig Franken ausgesetzt.“

Hierauf ging der Mann wieder fort. Noch einmal hörte man aus der Ferne die dumpfen Trommelschläge und die schwächer werdende Stimme des Ausrufers.

Nun machte man sich allgemein über das Ereignis her und besprach die Aussichten, welche Meister Houlbrèque habe, seine Geldtasche wieder zu finden oder auch nicht.

Und die Mahlzeit nahm ihr Ende.

Man trank eben den Kaffee, als der Polizeikorporal auf der Schwelle der Saaltüre erschien.

Er fragte: „Ist Meister Hauchecorne von Bréauté da?“ Meister Hauchecorne, der am andern Ende der Tafel saß, antwortete: „Da bin ich.“

Und der Korporal erwiderte: „Meister Hauchecorne, wollt Ihr so gefällig sein und mich auf das Bürgermeisteramt begleiten. Der Herr Bürgermeister möchte gerne mit Euch reden.“

Der Bauer, der überrascht und aufgereggt war, leerte sein Gläschen Kirsch auf einen Zug, stand auf und machte sich, noch tiefer gebeugt als am Morgen — denn die ersten Schritte nach jeder Last verursachten ihm besondere Pein — auf den Weg, indem er mehrfach vor sich hinmurmelte: „Da bin ich, da bin ich schon.“

Und er ging mit dem Korporal.

Der Bürgermeister erwartete ihn, in einem Lehnstuhl sitzend. Er war zugleich der Ortsnotar und ein behäbiger, ernster Mann mit feierlichen Redensarten.

„Meister Hauchecorne“ hob er an, „man hat Euch heute morgen auf der Straße nach Beuzeville die Briestafche aufheben sehen, welche Meister Houlbrèque aus Manneville verloren hat.“

Der Bauer sah den Bürgermeister verblüfft an; der bloße Verdacht, der auf ihm lastete, ohne daß er begriff wieso, hatte ihm schon Furcht eingeflößt.

„Wa . . . was, ich soll die Briefftasche aufgehoben . . . ?“

„Ja, eben Ihr.“

„Bei meiner Ehr', ich hab' nicht einmal etwas davon gewußt.“

„Man hat Euch gesehen.“

„Wa . . . man hat mich gesehen? . . . Wer denn?“

„Meister Malandain, der Sattler.“

Jetzt erinnerte sich der Alte, begriff die Sachlage und rief vor Zorn rot werdend:

„Aha, der will mich gesehen haben, der Lümmel! Die Schnur da, hat er mich aufheben sehen, Herr Bürgermeister.“ Und indem er in der Tiefe seiner Tasche wühlte, zog er ein kleines Stück Schnur hervor. Allein der Bürgermeister schüttelte ungläubig den Kopf: „Ihr werdet mir doch nicht weis machen wollen, Meister Hauchecorne, daß Malandain, der ein vertrauenswürdigere Mann ist, diesen Faden da für eine Briefftasche angesehen habe!“

Jetzt hob der Bauer wütend die Hand auf, spuckte auf die Seite, um seine Ehre zu beteuern, und wiederholte:

„So wahr ein Herrgott lebt, es ist die heilige Wahrheit, Herr Bürgermeister. Ich versichere es Euch bei meiner Seele und Seligkeit.“

Der Bürgermeister fuhr fort:

„Nachdem ihr den Gegenstand aufgenommen, habt Ihr sogar noch lange Zeit im Straßenkot herumgesehen, ob nicht etwa ein Geldstück herausgefallen sei.“

Der Alte wollte fast ersticken vor innerer Empörung und Angst zugleich.

„Wie man so was behaupten kann . . . so was . . . solche Lügen, um einem rechtschaffenen Mann die Ehre abzuschneiden! Wie kann man so was behaupten!“

Er hatte gut protestiren, man glaubte es ihm nicht.

Er wurde Malandain gegenübergestellt, der seine Angaben wiederholte und aufrecht erhielt.

Eine Stunde lang sagten sie einander alle Schande.

Auf sein Verlangen untersuchte man Meister Hauchecorne, aber man fand nichts auf ihm.

Endlich entließ ihn der Bürgermeister, der über seine Haltung arg verblüfft war, und teilte ihm mit, daß er die Gerichtsbehörde benachrichtigen und deren Befehle einholen werde.

Inzwischen hatte sich das Gerücht von dem Geschehnis verbreitet. Als er die Bürgermeisterei verließ, wurde der Alte umringt und mit teilnehmender oder auch mit spöttischer Neugierde ausgefragt; aber alles ohne irgend welche Entrüstung. Und er erzählte seine Geschichte mit der Schnur. Man glaubte ihm nicht, man lachte ihn aus.

Er ging weiter, von allen Seiten zur Rede gestellt und selber seine Bekannten anhaltend; unermüdlich wiederholte er seine Geschichte und seine Unschuldsbeteuerungen und zeigte seine nach außen gefehrten Taschen, um zu beweisen, daß er nichts habe.

Die Leute wußten nichts anderes zu sagen, als: „Na, alter Schlaufopf!“

Und er wurde böse, ereiferte sich, regte sich immer mehr auf, wurde untröstlich, daß man ihm nicht glaubte, wußte nicht was beginnen und erzählte seine Geschichte immer wieder von vorne.

Es dunkelte. Er mußte heim. Und so machte er sich mit drei Nachbarn auf den Weg. Er zeigte ihnen die Stelle, wo er das Ende Schnur aufgehoben hatte, und auf dem ganzen Heimweg sprach er von nichts anderem als von seinem Abenteuer.

Am Abend machte er, in Bréauté angekommen, einen Rundgang durchs Dorf, um es allen Leuten zu erzählen; aber überall stieß er auf ungläubige Menschen.

Die ganze Nacht hindurch fühlte er sich elend.

Am folgenden Tage, um ein Uhr herum, brachte Marius Baumelle, der Knecht eines Landwirtes in Inauville die Briefftasche samt Inhalt Meister Houllbrèque zurück. Der Mann behauptete, dieselbe auf der Straße gefunden zu haben; aber da er nicht lesen konnte, hatte er sie mit nach Hause genommen und seinem Meister übergeben.

Die Kunde verbreitete sich in der Umgebung. Meister Hauchecorne wurde davon benachrichtigt. Sofort machte er sich auf die Kunde und erzählte seine Geschichte, indem er die Entwirrung des Knotens hinzufügte. Jetzt durfte er triumphiren.

„Was mir weh getan hat“, erklärte er, „ist nicht sowohl die Sache, begreift ihr? als vielmehr die Lügnerie. Nichts schadet einem so, wie wenn man durch lügenhaftes Geschwäg bei den Leuten angeschwärzt wird.“

Den ganzen Tag sprach er von seinem Abenteuer. Er erzählte es auf der Straße den Vorübergehenden, in der Pinte den Leuten beim Glase Wein und am folgenden Sonntag gab er es den Besuchern des Gottesdienstes beim Verlassen der Kirche zum besten. Er hielt sogar Unbekannte an, um es an den Mann zu bringen. Nunmehr war er ruhig dabei. Und doch drückte ihn noch etwas, obschon er nicht genau wußte, was es war. Es kam ihm vor, als ob diejenigen, die ihm zuhörten, ihn aufziehen wollten. Man schien von seiner Unschuld nicht überzeugt zu sein, und oft war ihm, als ob man hinter seinem Rücken allerlei Reden führe.

Neulich begab er sich an einem Dienstag auf den Markt nach Gorderville, einzig und allein von dem Bedürfnis getrieben, seinen Fall wieder einmal zu erzählen.

Malandain, der gerade unter der Haustüre stand, begann zu lachen, als er ihn vorbeigehen sah. Warum wohl?

Er redete einen Pächter von Criquetot an, der ihn nicht einmal fertig sprechen ließ, sondern während er ihm einen Klaps auf den Bauch gab, in's Gesicht herausfagte:

„Mach' doch keine Faxen, du abgefemter Schlaufopf,“ worauf er sich davon machte.

Meister Hauchecorne stand verblüfft da und wurde immer aufgeregter. Warum hatte man ihn denn einen abgefemten Schlaufopf genannt?

Als er in Jourdain's Herberge bei Tische saß, begann er noch einmal die Angelegenheit zu erörtern.

Ein Kofthändler von Montvilliers unterbrach ihn.

„Na, na, alter Kunde, wir kennen sie, Deine Schnur,“ Hauchecorne geriet ins Stottern vor Aufregung:

W . . . wenn man sie . . . doch wieder gefunden hat, die Briefftasche!

Allein der andere erwiderte:

„Schweig doch, Alter, der Eine findet's eben und der Andere bringt's zurück. Wer's nicht gesehen hat, der ist angeführt.“

Der Bauer stand sprachlos da. Endlich begann er zu begreifen. Man beschuldigte ihn, er habe die Briefftasche durch einen Helfershelfer zurückerstatten lassen.

Er wollte protestiren, allein der ganze Tisch fing an zu lachen.

Er konnte nicht fertig essen und ging weg unter allseitigem Gespötte.

Er kehrte nach Hause zurück voll Scham und Entrüstung. Der Born würgte ihn und die Bestürzung hielt ihn umsomehr darnieder, als er, dank seiner normännischen Pfiffigkeit fähig gewesen wäre, das, wessen man ihn beschuldigte, wirklich zu vollbringen und sich obendrein zu rühmen, wie wenn ihm ein guter Streich gelungen wäre. Da man seine Schlaueit kannte, schien es ihm mehr und mehr unmöglich, seine Unschuld zu beweisen. Er fühlte sich durch die Ungerechtigkeit bis ins Herz getroffen.

Hierauf begann er von neuem sein Abenteuer zu erzählen, indem er seine Darstellung jeden Tag verlängerte und jedesmal neue Beweisgründe, kräftigere Beteuerungen, feierlichere Schwüre hinzufügte, die er in seinen einsamen Stunden erfand und vorbereitete, da sein Geist ausschließlich mit der Schnurgeschichte beschäftigt war.

Man glaubte ihm umso weniger, als seine Verteidigung immer verwickelter und seine Beweisführungen immer spitzfindiger wurden.

„Das, das sind alles nur erlogene Hirngespinnste,“ hörte er hinter seinem Rücken sagen.

Er fühlte es und würgte den Neger immer tiefer in sich hinein und erschöpfte sich in vergeblicher Abwehr.

Er stiehe zusehends dahin.

Spaßvögel ließen sich nunmehr die „Geschichte von der Schnur“ erzählen, um sich zu belustigen, wie man etwa einen Soldaten, der einen Feldzug mitgemacht hat, seine Schlachtenmär hersagen läßt. Sein Geist, der bis ins Innerste erschüttert war, wurde schwächer und schwächer.

Gegen Ende Dezember wurde er bettlägerig.

Er starb in den ersten Tagen Januar, und noch in der Bewußtlosigkeit des Todeskampfes beteuerte er seine Unschuld, indem er beständig wiederholte:

„Nur ein Schnürchen . . . nur ein Schnürchen . . . da sehen Sie, Herr . . . Bürgermeister!“

Vom Wetterschießen.

Das Problem des Wetterschießens ist bekanntlich noch nicht gelöst. Während die Praktiker in manchen Gegenden in Steiermark, Oberitalien und in der Schweiz von den Erfolgen des Wetterschießens, d. h. der Vertreibung von Unwetter und Hagelschauern durch Böllerschüsse, fest überzeugt sind, hat man die Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens von wissenschaftlicher Seite aus vielfach bezweifelt. Eine umfassende Untersuchung nach dieser Richtung ist nun in den letzten Jahren auf Anregung von Bezold's von Seiten des preußischen meteorologischen Instituts ins Werk gesetzt worden. Es wurden nämlich auf sämtlichen 12 preußischen Artillerieschießplätzen Stationen für Gewitter- und Hagelbeobachtung eingerichtet, denen je 3—5 Vergleichsstationen in durchschnittlich 17 Kilometer Entfernung und möglichst gleichmäßiger Verteilung beigeordnet wurden. Die Bearbeitung des auf diesen Stationen seit 1898 gewonnenen Materials durch G. Kochmann in der Meteorologischen Zeitschrift hat nun ergeben, daß die Erfolge des Wetterschießens doch nicht auf bloßer Einbildung zu beruhen scheinen. Es ist nämlich eine deutliche Verringerung der Gewittertätigkeit auf den Schießplätzen im Vergleich zu ihrer Umgebung zu Tage getreten, während allerdings bezüglich der Hagelfälle bis jetzt noch keine klare Beziehung zu erkennen ist. Ein gewisser Grad von Unsicherheit haftet indessen, wie Kochmann meint, auch diesem Ergebnis noch an, insofern es nicht ganz ausgeschlossen ist, daß die Beobachtungstätigkeit auf den Schießplätzen durch mancherlei Umstände derart beeinträchtigt worden sein könnte, daß schwächere elektrische Entladungen dort nur seltener zur Wahrnehmung gelangten. Immerhin dürfte das positive Ergebnis zu weiteren Versuchen auf dem Gebiete des Wetterschießens ermutigen.

Bücherchau.

Weltall und Menschheit. Naturwunder und Menschenwerke. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben von Hans Krämer. Deutsches Verlagshaus Bong & Cie., Berlin W. 57. In 100 Lieferungen à 60 Pfg. will der Herausgeber unter Mitwirkung einer langen